Spucktests sind gut, sie dürfen aber nicht über dem Hauptziel der Schule stehen: Bildung. SIMON TANNER / NZZ

Schule ohne Risiko gibt es nicht

Jedes Jahr verletzen sich Tausende von Kindern im Unterricht, über hundert verunfallen auf dem Schulweg, allein im Kanton Zürich. Die Gesellschaft nimmt dies in Kauf – zu wichtig ist Bildung. Warum soll das bei Corona anders sein? ***Von Zeno Geisseler***

Geimpft, genesen, getestet: So lauten die heiligen drei G der Corona-Bekämpfung. Wer sich zu weit aus dem Fenster lehnt, wird im Alphabet allerdings sehr schnell etwas weiter nach vorne verschoben. Dort wohnen die hässlichen drei Schwestern der drei G, die unheiligen drei D: diskreditiert, denunziert, diffamiert.

An kaum einem Ort prallen unterschiedliche Einstellungen zu Corona so hart aufeinander wie in der Schule. Die einen wollen ihre Tochter oder ihren Sohn vor dem Virus beschützen, die anderen vor einem übergriffigen Staat. Und weil es um Kinder geht, ist die Toleranz besonders gering. Jedes Wort wird auf die Goldwaage gelegt. Was nicht ins eigene Weltbild passt, muss weg.

Leben Aargauer länger als Zürcher?

Was das heisst, erfuhr kürzlich die erfahrene Zürcher Epidemiologin und Kinderärztin Susi Kriemler. In einem Interview mit der «Tagesschau» von SRF wies sie darauf hin, dass im Kanton Zürich derzeit rund zwei Drittel der Schulen die Kinder repetitiv auf Sars-CoV-2 testeten und ein Drittel nicht.

Was sie sagte, ist nicht neu und auch nicht besonders umstritten. Doch Kriemler machte etwas, das sie direkt in die Arme der drei hässlichen Schwestern trieb: Sie sprach beiläufig von einem «natürlichen Experiment». Sie meinte damit, dass zwei Gruppen von Schulkindern unterschiedlich behandelt werden. Ein natürliches Experiment ist nichts anderes, als dass Forscher Differenzen untersuchen, die es in der Gesellschaft ohnehin gibt. Sind Singles glücklicher als Verheiratete? Leben Aargauer länger als Zürcher? Zentral ist, dass die Wissenschaft die unterschiedlichen Bedingungen nicht schafft, sondern nur beobachtet.

> Die unheiligen drei D sind die hässlichen Schwestern der drei G: diskreditiert, denunziert, diffamiert.

Auch Kriemler war beim Entscheid, welche Schulen testen sollen, nicht involviert. Das entscheiden die Behörden autonom. Trotzdem wurde sie für ihre Wortwahl sofort in die Eugenik-Ecke gestellt. Die Rede war gar von «Menschenversuchen».

Das war in den sozialen Netzwerken, wo jeder jeden Mist verbreiten kann, zu erwarten gewesen. Doch selbst ihr Institut an der Universität Zürich zeigte kein Rückgrat, sondern veröffentlichte auf Twitter eine Entschuldigung («unangemessene und unwahre Ausdrucksweise»). Kriemler distanzierte sich in einem Interview in den Tamedia-Zeitungen vom Wort «Experiment».

Mehr als eine Fussnote in der Schweizer Corona-Geschichte wird diese Episode hoffentlich nicht sein. Aber sie zeigt exemplarisch, wie dünnhäutig viele geworden sind – und welche unrealistischen Forderungen gerade im Schulwesen gestellt werden. Die Schule hat als risikofreier Raum für alle zu gelten. Jedes einzelne Kind muss gleichermassen geschützt werden, vollständig und von Anfang an. Mit diesem Anspruch schicken nicht nur Helikoptereltern ihre Kinder in die Klasse. Auch Politiker, die noch eine Amtszeit anhängen wollen, würden öffentlich nie etwas anderes sagen.

Die Realität sieht anders aus. Eine österreichische Studie hat Verletzungen im Schulsport in Tirol unter die Lupe genommen. Sie kam zum Schluss, dass von rund 23 000 Schülerinnen und Schülern in einem Schuljahr rund 1000 mit einer Blessur vom Platz gingen. Hochgerechnet auf die rund 150 000 Schulkinder im Kanton Zürich bedeutet dies, dass es jährlich über 6500 Turnverletzungen gibt. Im Strassenverkehr verunfallen pro Jahr etwa 250 Kinder im Kanton Zürich, rund die Hälfte davon auf dem Schulweg. Dies zeigen Statistiken der Kantonspolizei. Selbst abseits der Strasse sind Kinder nicht sicher: Etwa 9000 von ihnen verletzten sich jährlich schweizweit auf Spielplätzen, sagt die Beratungsstelle für Unfallverhütung.

Jeder Unfall ist einer zu viel, das ist klar. Aber niemand würde deswegen fordern, nun das Turnen abzuschaffen, die Spielplätze zu schleifen und die Kinder nur noch mit dem Auto zur Schule zu fahren. Sport, Schaukel und Schulweg sind einfach zu wichtig. So wichtig sogar, dass die Gesellschaft es in Kauf nimmt, dass jedes Jahr Tausende von Kindern verletzt werden, einige ein Leben lang mit Folgen zu kämpfen haben werden und ganz wenige sogar sterben.

Auch bei Krankheiten akzeptierten wir es schon immer, dass Kinder sich in der Schule, im Kindergarten oder im Hort anstecken, erkranken und Erreger übertragen. Scharlach zum Beispiel, unbehandelt potenziell tödlich, grassiert immer wieder. Ebenso die Influenza. Rund 1000 Kinder werden laut Bundesamt für Gesundheit jedes Jahr wegen RS-Viren, die gerade bei ganz kleinen Kindern eine schwere Atemwegserkrankung auslösen können, ins Spital eingewiesen.

Zum Vergleich: Eine Spätfolge von Corona, das pädiatrische inflammatorische Multisystem-Syndrom (Pims), hat gemäss dem Kinderarzt und Infektiologen Christoph Aebi bis jetzt schweizweit rund 150 Kinder betroffen. Pims, sagt der Chefarzt an der Kinderklinik des Inselspitals in Bern, sei «eine Rarität». Obwohl es immer schon schwere Krankheiten gab und erhebliche Ansteckungsrisiken, trug bis vor zwei Jahren niemand eine Maske in der Schule oder desinfizierte sich konsequent die Hände. Massentests waren sowieso kein Thema. Kranke Kinder wurden einfach nach Hause geschickt, bis sie wieder gesund waren.

Die Schule ist nicht ungefährlich. Sie war es noch nie, und sie wird es nie sein. Ein Kind hat ein nicht zu unterschätzendes Risiko, zu verunfallen oder ernsthaft krank zu werden. Doch bei Corona ist die Bereitschaft für dieses Risiko fast nicht vorhanden. Warum ist das so? Nehmen wir an, es gäbe an der Zürcher Volksschule noch keinen Turnunterricht. Eines Tages würde die Bildungsdirektorin Silvia Steiner vor die Medien treten und, begleitet von Professorin Susi Kriemler, verkünden, dass Sport als Fach nun eingeführt werde. Um Erfahrungen zu sammeln, werde in einem ersten Schritt jede Schule mit einem Spielplatz mit Turngeräten ausgerüstet.

Investigative Journalisten würden bald auf die Tiroler Schulsportstudie stossen und Steiner damit konfrontieren, dass der Kanton etwas einführen wolle, das mehrere tausend verletzte Kinder pro Jahr fordere. Findige Köpfe würden Meldungen von Spielplatzunfällen auf einer Karte im Internet sammeln. Sportmediziner und Pädiaterinnen, welche leise auf die Vorteile einer regelmässigen körperlichen Aktivität hinweisen, bekämen Besuch von den unheiligen drei D. Nach den ersten paar Wochen, den ersten paar hundert Unfällen und den ersten paar Dutzend Haftungsklagen würden die Spielgeräte wieder abmontiert. Regierungsrätin Steiner würde ihre Turnpläne begraben und ihr Rücktrittsschreiben aufsetzen.

Ein Schritt zum kalkulierten Risiko

Das Gedankenexperiment mag überzeichnet sein, aber es illustriert doch ein Grundproblem: Es war früher gar nie ein Thema, ob ein kleines, aber sehr reales Unfall- und Krankheitsrisiko im Gesamtpaket mit einer umfassenden Bildung wirklich akzeptiert werden soll. Bei Corona hingegen ist alles neu. Nicht nur Gesundheitsfachleute, sondern auch Lehrkräfte und Eltern stehen vor Fragen, die sie kaum abschliessend beantworten können. Die Datenlage, vor allem bei der Langfristperspektive, ist nach wie vor dürftig. Die logische Konsequenz ist, dass die epidemiologischen Risiken übergewichtet werden, bloss um auf der sicheren Seite zu sein.

Es gab eine Phase, in der dies richtig war, gerade letztes Jahr, als der Staat als Ultima Ratio die Schulen während Wochen schloss und in aller Eile einen Notbetrieb über das Internet aufzog. Die Gesellschaft musste in den Lockdown, um die Schwächsten zu schützen, und das waren damals eben nicht die Kinder, sondern die alten und kranken Menschen. Jetzt aber ist ein Meilenstein erreicht. Die Impfung ist da. Kindern unter zwölf Jahren steht dieser Weg noch nicht offen, aber sie erkranken sehr selten ernsthaft an Corona, und sie sind kein Treiber der Pandemie. Dies sagt auch der oberste Impfverantwortliche der Schweiz, Christoph Berger. Er ist über steigende Fallzahlen bei Kindern nicht beunruhigt und kritisiert Quarantäneregelungen für Schulkinder. Der Zeitpunkt ist gekommen, um die Prioritäten an den Schulen zu überdenken. Es muss wieder der Primat der Bildung gelten. Der medizinische Fokus darf sich nicht mehr bloss auf epidemiologische Fragen beschränken, sondern muss körperliche und psychische Folgeschäden eines zu strikten Corona-Regimes bei Kindern stärker berücksichtigen.

Dies ist im Übrigen nicht einfach eine Forderung von hartnäckigen Massnahmenkritikern, sondern auch von den Kinderfachärzten von Pädiatrie Schweiz, einer Fachgesellschaft in der Kinder- und Jugendmedizin. Die vielbeschworene Rückkehr zur Normalität muss in den Schulen beginnen, und zwar jetzt. Sie ist ein Schritt zum kalkulierten Risiko und hoffentlich auch eine Bewegung hin zu einer Welt, in der man nicht mehr dünnhäutig diskreditiert, denunziert und diffamiert, sondern diskutiert, duldet – und denkt.